Elsbeth Pulver

«Nachtbrief, nicht abgesandt»

Erika Burkart, Geheimbrief. Gedichte. Ammann Verlag Zürich, 2009, 81 Seiten.

Sie war stets eine Meisterin im Setzen ihrer Titel, sei es zu einzelnen Gedichten oder zu Büchern. Vor allem die Einwort-Titel erweisen sich als eigentliche Trouvaillen, Fundstücke, die, so einfach sie gehalten sind, in der Erinnerung bleiben. Sie gleichen den einsamen Lampen und nächtlichen Lichtern, die gerade in diesen neuen Gedichten Erika Burkarts auffallend häufig vorkommen.

Einwort-Titel: «Rufweite» zum Beispiel (in einem Prosaband aus dem Jahr 1975, in dem man Erika Burkart als Autorin kurzer, freier Prosatexte bewundern lernte), oder «Schweigeminute», ein Wort, in dem sich das bekannte, oft peinliche Ritual des stummen Gedenkens in einen poetischen Augenblick verwandelt. Und nun, im jüngsten Buch, der «Geheimbrief»: die wohl umfassendste Formulierung des Geheimnisvollen, Andeutungsreichen, das diesen Gedichten eigen ist.

Der Band beginnt mit zwei poetologischen Gedichten, die, zusammengenommen, wie ein Portal wirken, durch das man ins Innere gelangt. Sie tragen, selten bei Erika Burkart, explizite Titel: «Beruf» das erste und «Dichtung» das zweite: Der Beruf (des Dichters) wird in wenigen Zeilen umschrieben, ja festgelegt; ihm, dem Dichter und vor allem ihr, der Dichterin, wird, erbarmungslos, der Platz unter dem «entstirnten Himmel» zugewiesen. Wer die frühen Gedichte von Erika Burkart kennt, weiss, wie wichtig, wie tröstend früher, in Kindheit und Jugend, die «Rundstube Welt», der in Mythen und Bilder gefasste, der beseelte Kosmos für sie war, dieser nun seit langem durch Wissenschaft und Technik entzauberte, gegen ihren Willen auch für sie entzauberte Raum. Und das zweite Gedicht schliesst diese Lücke nicht oder nicht ganz. Denn der «Geheimbrief» (das Wort taucht hier und nur hier auf und beweist gerade dadurch seine Bedeutung), diese Chiffre für Dichtung, stiftet keine Gemeinschaft. Wie es in fast harten Worten gesagt wird: «denn sie» (die Lesenden) «kennen den Schlüssel nicht».

Es überrascht, wie abweisend, wie hermetisch diese poetologische Aussage gehalten ist, es überrascht desto mehr, als Erika Burkart zu jenen Autoren gehört, die der Nähe zu den Lesenden nicht ausweichen, ohne sie andrerseits zu suchen. Immer wieder hat gerade sie dieser Nähe ein Gesicht gegeben, in den Widmungen, die sie den Gedichten oft mitgibt. Gerade die genannten poetologischen Gedichte, die den Band einleiten, können als ein grossartiger Versuch gelesen werden, das Geheimnis der Dichtung zu bewahren, auch wenn der Kosmos und vielleicht die Lesenden sich verschliessen.

Dass Erika Burkart vor einigen Jahren die achtzig überschritten hat, könnte ein Anlass sein und wird von vielen zum Anlass genommen, ihr Werk auf Themen wie Alter und Sterben hin zu lesen und zu verstehen. Diese Themen fehlen nicht, auch nicht jene andere Form des Todes, die sich zeigt in der «Angst vor dem Verlust deiner selbst». Aber solche Texte erscheinen oft in so ungewöhnlicher Beleuchtung, dass ein allzu direkter Zugriff sich verbietet. Ausserordentlich ist, zum Beispiel, das Gedicht «Alter Mensch im Elternhaus», thematisch geradezu ein Unikat. Denn wer, in unseren Breitengraden, lebt und bleibt sonst wie sie, Erika Burkart, lebenslang im Elternhaus, in einer verwunschenen, von Erinnerungen und Geschichten eingesponnenen Behausung? In deren Evokation wirken die von der Dichterin gelebten Zeitschichten mit, in erster Linie die Kindheit, aber auch die Gegenwart. Selbst in fremder Umgebung orientiert sie sich noch am «Lichtmal»:

erinnern das Lichtmal
auf der 3. Stufe der 3. Treppe
vormittags anfangs März,
und wie Mitte Juni
das Stiegenhaus sich verdüsterte,
als das Flaumgrün der Bäume erlosch,
die «grüne Hölle» uns einwuchs
mit Schatten bis unter die Haut.

Aber so gut wie das Elternhaus kennt Erika Burkart auch den Ort, dem sie keinen Namen zu geben braucht, jenen Ort, «an dem dereinst kein Brief uns erreicht» (*Nachtbrief, nicht abgeschickt*). Und sie erfasst auch jenen Augenblick, wenn wir «verbrennen mit Haut und Haar». Es fehlt also nicht an eindrücklichen, auch erschreckenden Alters- und Todesgedichten; aber nicht nur von ihnen lebt der Band. Unvermittelt kann auch eine unverstellte Freude aufscheinen angesichts aufbrechender Knospen, diesen Boten des Lebens und Neubeginns, zu dem auch die Autorin bereit ist:

Da steh ich am Kiesweg und fasse es nicht,
möchte mithalten
von Grund auf – ein Blatt,
das sich der Wurzel erinnert.
(Die frühen Knospen)

Das sind nicht Verse der Todessehnsucht und auch nicht der Todesangst. Anders als ihr Freund Hermann Burger ist Erika Burkart weder eine Todessüchtige noch eine, die der Todesangst erliegt. Sie bleibt, gerade diese späten Gedichte bekunden es, eine Dichterin des Lebens und nicht des Todes. Gerade hier, bei diesem zentralen Thema nimmt sie die schlichten, fast kargen Worte eines andern Autors zu Hilfe (es ist Andrzej Stasiuk), der sagt: «Wenn ich nicht schlafen kann, stelle ich manchmal in Gedanken eine Liste der Orte auf, an die ich nach meinem Tod zurückkehren möchte.» Das ist eine wunderbare Empfehlung gegen Schlaflosigkeit – und ein verkapptes Liebesgedicht an das Leben.